

Helmut Seidel

Kant und die Metaphysik. Beitrag zu einer Diskussion

Zum Begriff von „Metaphysik“

Metaphysik ist Philosophie, aber nicht jede Philosophie ist Metaphysik. Metaphysik ist das Resultat ideeller Tätigkeit, die – wie jede andere menschliche Tätigkeit auch – letztlich historisch determiniert ist. Historische Denkweise, die über dem Gewordensein das Werden nicht vergißt, ist notwendig kritisch, aber nicht jede kritische Denkweise ist notwendig auch historisch. Metaphysik ist eine spezielle Form von Vernunfttätigkeit, die dadurch charakterisiert ist, daß sie auf folgende Fragen Antwort zu geben versucht und folgende Merkmale aufweist:

Erstens: Metaphysik fragt nach den ersten – wenn vom Objekt ausgegangen wird – oder letzten – wenn vom erkennenden Subjekt ausgegangen wird – Prinzipien alles Seins. Aristoteles nannte seine Antwort auf die gestellte Frage „erste Philosophie“, die die Voraussetzungen aller mannigfaltigen Bedingungsbeziehungen erkennen soll. „Erste Philosophie“ oder eben Metaphysik fragt nach dem Unbedingten. Welches Ding ich auch aus der unendlichen Vielfalt der Natur herausgreife, es ist immer durch andere Dinge bedingt; diese aber sind wiederum durch andere Dinge bedingt... und so fort in die Unendlichkeit. Welchen Begriff ich auch herausgreife, er hat zu seiner Bildung immer einen anderen Begriff zur Voraussetzung, dieser andere wiederum einen anderen ... und so fort in die Unendlichkeit. Mit der Setzung des Unbedingten und mit der Setzung eines Begriffes, der zu seiner Bildung keines anderen bedarf, soll dem Verlaufen in der Unendlichkeit ein Ende gesetzt werden. Dasselbe kann auch so formuliert werden: Physik fragt nach den jeweils nächsten Ursachen, Metaphysik dagegen nach den letzten Ursachen, nach der Ursache aller Ursachen, die keine Ursache außer sich hat, sondern *causa sui* ist.

Zweitens: Metaphysik fragt nach dem Sinn von Sein und nach dem letzten Ziel des Weltprozesses. Warum ist überhaupt etwas, und nicht vielmehr nicht Nichts? fragt im Anschluß an Schelling Heidegger und erhebt diese Frage zur

Grundfrage der Metaphysik. Nach Bloch steht der Weltprozeß in Tendenz, d.h. er tendiert auf etwas, auf ein letztes Ziel hin. Das Verhältnis von Bloch und Heidegger ist voller Gegensätze, aber ihrer beider Konzeptionen wohnen metaphysische Implikationen inne.

Drittens: Da die Intention von Metaphysik darin besteht, das Unbedingte, die letzte Ursache, den Sinn von Sein und das Endziel aller Prozesse aufzuheben, wohnt ihr die Tendenz inne, das Absolute durch absolutes Wissen zu erfassen. Im ständigen Wechsel konstant bleibende Grundstrukturen des Seins und des Denkens zu erkennen, ist ihr Bestreben. Das bedeutet nicht, daß damit der Fortgang wissenschaftlichen Erkennens gelehnet wird, dieser aber vollzieht sich in dem von Metaphysik gesetzten Rahmen. Neue wissenschaftliche Erkenntnisse erscheinen dann als „Bestätigung“ metaphysischer Philosophie, obwohl im Kern diese Übereinstimmung schon vorausgesetzt wird.

Viertens: Metaphysik tendiert vornehmlich auf eine Betrachtungsweise *sub species aeternitatis*, die einer durchgängig und konsequent historischen Denkweise entgegengesetzt ist.

Fünftens: Zentrale Kategorie von Metaphysik – namentlich der des 17. Jahrhunderts – ist der Begriff von Substanz. Kurz und bündig definierte Descartes: Substanz ist dasjenige, was zu seiner Existenz keines anderen bedarf. Die wesentlichste Tendenz in der Philosophie der Aufklärungsepoche – beginnend mit John Locke – besteht in der Aushöhlung und schließlichen Überwindung des Substanz-Begriffes. Allerdings: Aufklärungsphilosophie ist antimetaphysisch gestimmt, aber die Metaphysik des 17. Jahrhunderts ist keineswegs antiaufklärerisch.

Sechstens: Metaphysik intendiert darauf, sich in einem geschlossenen System zu manifestieren. Das gilt auch trotz der philosophiehistorischen Tatsache, daß wirklich durchgeführte metaphysische Systeme Seltenheitswert besitzen.

Siebtens: Aus den bisher angeführten Merkmalen folgt, daß Metaphysik bei den Sprüngen vom Bedingten zum Unbedingten oder vom Unbedingten zum Bedingten die jeweils historisch determinierte Erfahrung überschreiten muß. Dadurch lauert in ihr ständig die Gefahr, zum Dogmatismus zu mutieren.

Achtens: Die Diskussionen um das Metaphysik-Problem sind nicht abgeschlossen. Die letzte Encyklika des Papstes bezeugt es ebenso wie das kürzlich stattgefundenen Gespräch des „Nachmetaphysikers“ Jürgen Habermas mit dem Verteidiger der Metaphysik Kardinal Ratzinger.

Zur Geschichte der Metaphysik-Kritik

Newton warnte: Physik, hüte dich vor der Metaphysik. Der Empirismus, der alles Wissen auf Erfahrung setzte, blieb innerhalb dieses Horizontes und grenzte vom Prinzip her Metaphysik aus. Die Position der Aufklärung des 18. Jahrhunderts erhellt die folgende Parabel: Kurz vor seinem Ableben verriet ein gütiger Vater seinen Söhnen, daß im Garten eine Schatztruhe versteckt sei, die unter anderem den „Stein des Weisen“ enthalte. Sie sollten nur tüchtig graben. Die Söhne taten, wie ihnen geheiß. Nur fanden sie nicht den Schatz, dafür aber blühte der Garten und Acker, Sträucher und Bäume trugen manigfaltige Früchte. Ludwig Feuerbach stellte den beachtenswerten Satz auf, wonach das Geheimnis der Metaphysik die Theologie sei; wer also die Metaphysik nicht aufgibt, der gibt auch die Theologie nicht auf. Für das gesamte Mittelalter ist dieser Satz treffend. Zwischen der scholastischen Metaphysik und der antischolastischen des 17. Jahrhunderts, die auf mathematischer Denkweise gründet, muß allerdings unterschieden werden. Im historischen Materialismus von Marx findet sich u.a. folgendes Argument gegen die metaphysische Denkweise. Auf die Schellingsche Frage, warum denn überhaupt etwas sei und nicht vielmehr nicht Nichts? antwortet Marx so: „Deine Frage ist selbst ein Produkt der Abstraktion. Frage dich, wie du auf jene Frage kommst; frage dich, ob deine Frage nicht von einem Gesichtspunkt aus geschieht, den ich nicht beantworten kann, weil er ein verkehrter ist? ... Wenn du nach der Schöpfung der Natur und des Menschen fragst, so abstrahierst du also vom Menschen und der Natur. Du setzt sie als nichtseiend und willst doch, daß ich sie als seiend dir beweise. Ich sage dir, gib deine Abstraktion auf, so gibst du auch deine Frage auf, oder willst du an deiner Abstraktion festhalten, so sei konsequent, und wenn du den Menschen und die Natur als nichtseiend denkst, so denke dich selbst als nichtseiend, der du doch auch Natur und Mensch bist.“¹ Mit anderen Worten: Untersuche die materiellen und ideellen Bedingungen, die dich zu dieser Abstraktion führen. Seit Comtes Stadiengesetz (Religion – Metaphysik – Wissenschaft) ist der Positivismus alles andere als der Metaphysik freundlich gesonnen.. So kam es, daß der Metaphysik-Begriff in neuerer Zeit weithin negativ besetzt war. Als Metaphysiker bezeichnet zu werden, wurde nicht selten als Beschimpfung empfunden.

Hier könnte nun eingewendet werden, daß in dieser Aufzählung ein außerordentlich wichtiger Faktor fehlt: Kant nämlich, der „Alleszermalmer“, der der Metaphysik den Garaus gemacht hat. Es unterliegt keinem Zweifel,

1 Karl Marx: Ökonomisch-philosophische Manuskripte. MEGA, Bd. 3, Berlin 1932, S. 125.

daß Kant in seiner „transzendentalen Dialektik“ die überkommene Metaphysik – und vornehmlich die des 17. Jahrhunderts – einer vernichtenden Kritik unterzogen hat. Aber: War dies eine Kritik der bisher historisch aufgetretenen Formen von Metaphysik oder eine prinzipielle Abrechnung mit Metaphysik überhaupt?

Hat Kant die Metaphysik prinzipiell verworfen ?

Meine Antwort lautet: Nein! Das ändert nicht das Geringste daran, daß sich Kant mit seiner Metaphysik-Kritik historisch epochemachende Verdienste erworben hat. Auf folgende Überlegungen stützt sich meine These:

Erstens: Das Streben nach der Erkenntnis des Unbedingten ist für Kant eine Anlage der menschlichen Vernunft, ein Streben, das ebenso notwendig ist wie seine Resultate bisher der Kritik nicht standzuhalten vermochten. Goethes „Faust“ könnte als Personifizierung dieses Strebens gefaßt werden: „Daß ich erkenne, was die Welt im Innersten zusammenhält“. Faustisches Streben und Kantsche Kritik als dialektische Einheit zu denken, wäre wohl kein schlechtes Programm. Der Erkenntnisdrang sprengt Grenzen, die Kritik setzt Grenzen. Das ist mit historischer Denkweise vereinbar.

Kant hat den Ideen der theoretischen Vernunft: der Seele als der absoluten Einheit des denkenden Subjekt, der Welt als Ganzes und der Gottesidee, als der absoluten Einheit aller Gegenstände des Seins und des Denkens, wie sie von der rationalen Psychologie, der rationalen Kosmologie und der rationalen Theologie vorgestellt wurden, kein konstitutives Vermögen zuerkannt, aber deswegen ist er kein ideenloser Denker.

Zweitens: Kants Schrift, mit dem er seinem zunächst wirkungslos bleibenden Hauptwerk auf die Sprünge helfen wollte, heißt nicht „Einführung in die Kritik der reinen Vernunft“, sie heißt „Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können“. In gewisser Weise könnte dies der Titel des Hauptwerkes selber sein; denn am Ende desselben, in der Methodenlehre, faßt Kant die Philosophie als „bloße Idee von einer möglichen Wissenschaft, die nirgend in concreto gegeben ist, welcher man sich aber auf mancherlei Wegen zu nähern sucht, so lange, bis der einzige, sehr durch Sinnlichkeit verwachsene Fußsteig entdeckt wird, und das bisher verfehlt Nachbild, so weit als es den Menschen vergönnt ist, dem Urbilde gleich zu machen gelingt.“² Und es folgt daraus der berühmte Gedanke, daß Philosophie, die als Wissenschaft eben noch nicht ist, nicht gelernt wer-

2 Immanuel Kant: Kritik der reinen Vernunft. Verlag Philipp Reclam 1979, S. 845.

den kann, daß nur Philosophieren, das notwendig Kritik einschließt, zu erlernen ist. In gewisser Weise ließe sich die von Schelling und Hegel, die ja beide durch Kant hindurchgegangen sind, vollzogene Restauration der Metaphysik als die Suche nach dem „Fußsteig“, von dem Kant sprach, interpretieren. Freilich dürfte ihr Ergebnis kaum den Beifall Kants gefunden haben, der ja schon die Fichtesche Wissenschaftslehre, die doch noch am meisten Kantischen Geist atmete, verwarf.

Drittens: Kant hat – im Unterschied zu Spinoza – keine Philosophie entwickelt, die Metaphysik der Natur und Metaphysik der Moral zu vereinen vermochte. Über Andeutungen, wonach eine solche Einheit das Höchste wäre, ist er nicht hinausgekommen. Aber eine „Metaphysik der Sitten“ hat er geschrieben. Freilich wird auch hier sein Begriff von Metaphysik vom Prinzip der Innerlichkeit, die seine gesamte Denkweise durchdringt, beschieden, aber das Sittengesetz ist absolut, es gilt für alle vernünftigen Wesen und das Streben zu seiner Befolgung ist unbedingte Pflicht. Insofern kann also von Metaphysik schon die Rede sein. In der „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“ faßt Kant die Metaphysik als reine, von der empirischen unterschiedene, auf Prinzipien a priori gründende Philosophie, die nicht formal ist wie die Logik, sondern sich auf bestimmte Gegenstände des Verstandes beschränkt.³

In der praktischen Philosophie tritt die Vernunft als alleiniger Gesetzgeber auf, während sie in der theoretischen nur regulative Bedeutung hatte. Das war in der Geschichte der Philosophie bis dahin nicht gedacht worden: Die praktische Philosophie, also die Ethik, kann als Metaphysik auftreten, nicht aber die überkommene „Metaphysik der Natur“, nicht die theoretische Philosophie, die bei ihrem Versuche, die Ideen wissenschaftlich, und das ist für Kant verstandesmäßig, zu behandeln, sich in Paralogismen, Antinomien und nichts beweisenden „Beweisen“ verstrickt. Spinozas „Ethik“ hatte in ihrem monistischen Charakter beides zusammen zu denken versucht.

Kants Kritik der rationalen Theologie

In der „mediengerechten Aufarbeitung“ Kants, die anlässlich seines 200. Todestages unternommen wurde, wurde Heinrich Heine oft kritisiert, weil er das äußere Leben des Philosophen, von dem er meinte, daß es kein Leben war, unterschätzte. Von Heines Vergleich zwischen Robespierre und Kant war dagegen höchst selten die Rede. Dies ist ein Indiz für den Zeitgeist, der theolo-

3 Immanuel Kant: Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. In: Immanuel Kants sämtliche Werke, Leipzig 1905, S. 4.

gie-kritische aufklärerische Denkansätze zurückdrängt. Robespierre hätte nur einen König enthauptet – schrieb Heine –, Kant aber hat die ganze himmlische Besatzung über die Klinge springen lassen. Kants Kritik der Gottesbeweise läutete in der Tat das Ende rationaler Theologie ein. Es gibt eine Unmenge von „Gottesbeweisen“. Zwei von ihnen haben in der Scholastik und in der Philosophie der Neuzeit eine erhebliche Rolle gespielt: der Beweis von Anselm von Canterbury und der von René Descartes. Anselm hatte im Stile scholastischer rationaler Theologie Gott als dasjenige bestimmt, über das hinaus Größeres nicht gedacht werden könne. „Wenn also das, worüber hinaus Größeres nicht gedacht werden kann, nur im Denken ist, so ist eben das, worüber hinaus Größeres nicht gedacht werden kann, etwas, über das hinaus etwas Größeres denkbar ist. Dies aber ist offenbar unmöglich (weil es einen logischen Widerspruch impliziert H.S.) Daher ist zweifellos etwas, worüber hinaus Größeres nicht gedacht werden kann, sowohl dem Denken als der Sache nach wirklich.“⁴ Die Intention des Gottesbeweises des Mathematikers und Antischolastikers Descartes ist zwar von der des Anselm verschieden – Feuerbach schrieb, daß die Existenz Gottes beweisen bei ihm vornehmlich die Wahrheit und Existenz des klaren und deutlichen Begriffes behaupten heißt – aber auch bei ihm wird aus dem Begriff das Sein „herausgeklaut“ (Kantscher Ausdruck!) Wovon wir klar und deutlich einsehen, – so Descartes - was zur wahren Natur eines Dinges gehört, das kann von ihm prädiert werden. Zu Gottes Natur aber gehört seine Existenz. Dem stellt nun aber Kant den Satz entgegen: Das Sein ist kein Prädikat. „Unser Begriff von einem Gegenstand mag ... enthalten, was und wieviel er wolle, so müssen wir doch aus ihm herausgehen, um diesen die Existenz zu erteilen.“⁵ Und abschließend heißt es bei Kant: „Es ist also an dem berühmten ontologischen (Cartesianischen) Beweise vom Dasein eines höchstens Wesens alle Mühe und Arbeit verloren, und ein Mensch möchte wohl eben so wenig aus bloßen Ideen an Einsichten reicher werden, als ein Kaufmann an Vermögen, wenn er, um seinen Zustand zu verbessern, seinem Kassenbestande einige Nullen anhängen wollte.“⁶

4 Anselm von Canterbury: Proslogion. In: Anselm von Canterbury: Leben, Lehre, Werke. Wien MCMXXXVI, S. 357.

5 Immanuel Kant: Kritik der reinen Vernunft, a.a.O. S. 657.

6 ebenda, S. 658.

Kants Dualismus

Verstand und Vernunft, Sein und Sollen, Notwendigkeit und Freiheit, das uns Gegebene und das uns Aufgegebene, Wissenschaftslehre und Morallehre sind für Kant getrennte Welten. Aus dem Erkenntnisvermögen kann nicht auf Moralität und aus dem höheren Begehungsvermögen kann nicht auf Wissenschaft geschlossen werden. Eine wissenschaftliche, also verstandesmäßige Ethik ist für ihn ebenso unmöglich wie eine moralische Mathematik. Ein genialer Mathematiker muß kein Moralist sein, und ein Moralist kein genialer Mathematiker. Wenn beides zusammenkommt, um so besser, aber es hebt die bezeichnete Dualität nicht auf. Die Anlage des menschlichen Verstandes zur Wissenschaft und die der menschlichen Vernunft zur Moralität machen eine einheitliche menschliche Natur von Kants Voraussetzungen her nicht erkennbar. Der Mensch bleibt immer Bürger beider Welten. Deutlich zeigt sich dies in der Fassung des Verhältnisses von Notwendigkeit und Freiheit. Wissenschaft zielt auf objektives Wissen. Objektives Wissen ist für Kant ein solches, dem Allgemeingültigkeit und Notwendigkeit zukommt. Wissenschaft zielt auf Erkenntnis kausaler Zusammenhänge, nicht auf Freiheit. Ethik dagegen gründet auf der Autonomie (nicht Heteronomie) des Willens, also auf Selbstbestimmung durch eigene Vernunft. Diese Selbstbestimmung machen die Freiheit und die Würde des Menschen aus, dem auch das „krumme Holz“, aus dem er geschnitzt ist, nichts anhaben kann. Der Reiz der Kantsche Ethik besteht gerade darin, daß der Mensch als ein moralisches Wesen gefaßt wird, das sich allein und keinem anderen gehört, das sich selbst bestimmt und von keinem anderen bestimmt werden darf, das Selbstzweck und kein Mittel ist, das kein Schaf ist, das einen Hirten braucht, der Gleicher unter Seinesgleichen ist. „Ich glaube – schrieb der junge Hegel – es ist kein besseres Zeichen als dieses, daß die Menschheit vor sich selbst so achtungswert dargestellt wird. Es ist ein Beweis, daß der Nimbus um den Häuptern der Unterdrücker und Götter der Erde verschwindet. Die Philosophen beweisen die Würde, und die Völker werden sich fühlen lernen und ihre in den Staub erniedrigten Rechte nicht fordern, sondern selbst wieder annehmen, sich aneignen. Religion und Politik haben unter einer Decke gespielt. Jene hat gelehrt, was der Despotismus wollte: Verachtung des Menschengeschlechts, Unfähigkeit desselben zu irgendeinem Guten, durch sich selbst etwas zu sein. Mit der Verbreitung der Idee, wie alles sein soll, wird die Indolenz der gesetzten Leute, ewig alles zu nehmen, wie es ist, verschwinden.“⁷ Daß Hegel seine wenige

7 G. W. F. Hegel: Brief an Schelling vom 16.4.1795. In: Briefe von und an Hegel, Bd. 1, Hamburg 1952, S. 24

Jahre später erfolgte Kant-Kritik genau an der bei Kant unvermittelt bleibenden Sein-Sollen- Problematik ansetzt, ist eine der Ironien der Geschichte.

Zur Antinomie von Freiheit und Notwendigkeit

In der vorkantischen Metaphysik war das Verhältnis von Freiheit und Notwendigkeit in antinomischer Weise behandelt worden. Kant hat es in seiner berühmten dritten Antinomie zusammengefaßt und kritisiert. Die These lautet: „Die Kausalität nach Gesetzen der Natur ist nicht die einzige, aus welcher die Erscheinungen der Welt insgesamt abgeleitet werden können. Es ist noch eine Kausalität durch Freiheit zur Erklärung derselben anzunehmen.“ Die Antithese lautet: „Es ist keine Freiheit, sondern alles in der Welt geschieht nach Gesetzen der Natur.“⁸ Die Antithese scheint auf den ersten Blick einleuchtend zu sein. Wenn aber alles in der Welt sich nach den Gesetzen der Natur vollzieht, dann ist aktive Selbstbestimmung, also Freiheit und damit auch Moralität ausgeschlossen. Was bleibt ist alle Aufregung ersparende Kontemplation. In dieser Weise ist vor allem der Spinozismus als fatalistisches System charakterisiert worden; und dies nicht nur von seinen eifernden Feinden, sondern auch von Männern wie Diderot in der „Enzyklopädie“, diesem Monumentalwerk der Aufklärung. Für Spinoza aber, der hier nicht Gegenstand der Betrachtung ist, galt der Schluß: „Wenn durchgängige Gesetzmäßigkeit der Natur, dann keine Freiheit“ keineswegs.⁹ Der kritische Kant übernimmt hier unkritisch das Vorurteil seiner Zeit.

Kant geht es hier aber nicht vorrangig um die beiden einzelnen Sätze, sondern um den Nachweis, daß beide sich widersprechenden Sätze, die in gleicher Weise begründbar sind, darauf hindeuten, daß hier die Grenze des wissenschaftlichen Erkennens überschritten wurde. Nun ist es aber die Grundintention von Kant, die im Subjekt liegenden Bedingungen aufzuhellen, die sowohl die dem Determinismus verpflichtete Wissenschaft wie der Freiheit bedürftigen Moralität möglich machen. Beide aus einer Wurzel abzuleiten, ist nirgends gelungen; und Kant gesteht frei, daß es auch ihm nicht möglich sei.

Also bleibt nur der Weg, die Anwendungsbereiche beider Sätze zu bestimmen, von einander abzugrenzen. Das „Reich der Notwendigkeit“ bleibt unvermittelt neben dem „Reich der Freiheit“ bestehen, also anders als bei Marx, der das zweite auf dem ersten gründet. „Kausalität durch Freiheit“ gilt für die gesetzgebende Tätigkeit der Vernunft, „Kausalität mit Ausschluß von Frei-

8 Immanuel Kant: Kritik der reinen Vernunft, a.a.O. S. 530/531

9 Vgl. Helmut Seidel: Spinoza – Zur Einführung. Junius Verlag Hamburg 1994

heit“ für die gesetzgebende Tätigkeit des Verstandes. Das Sittengesetz, ausgedrückt im kategorischen Imperativ, wird in Freiheit von Vernunft erlassen.

Wenn ideologie-kritisch die Kantsche Konzeption hinterfragt wird, dann liegt es nahe zu antworten, daß sie ziemlich genau die Wirklichkeit des Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft reflektiert.

Denn diese Wirklichkeit ist dadurch bestimmt, daß in ihr einerseits das Subjekt in Freiheit gesetzt wird, andererseits aber in sachlicher Abhängigkeit, also im Reiche der Notwendigkeit verbleibt. Zwischen der „Notwendigkeit ohne Freiheit“ und der „Kausalität durch Freiheit“ wird das Individuum der bürgerlichen Gesellschaft hin und her gerissen. Das macht seine Zerissenheit aus.

Zum Primat der praktischen Vernunft

Nicht zum Rasonieren, zum Handeln ist der Mensch geboren! So lautet ein Satz von Fichte. Wenn damit das Primat der praktischen Philosophie bei Kant ausgedrückt werden soll, so hätte der Königsberger keine Einwände erhoben. Am deutlichsten hat Kant das Primat der praktischen Philosophie am Ende seiner „Kritik der reinen Vernunft“ ausgesprochen, dort nämlich, wo er zwischen dem „Schulbegriff“ und dem „Weltbegriff“ von Philosophie unterscheidet. Der Philosophiebegriff als Schulbegriff ist für ihn ein System von Erkenntnissen, das nur als Wissenschaft gesucht wird, ohne etwas mehr als die systematische Einheit des Wissens zum Zwecke zu haben. Aus der Sicht des Schulbegriffes geht es hier nur – das „nur“ wird hier keineswegs diskreditierend gebraucht – um die „logische Vollkommenheit“ der Erkenntnis. Für den Weltbegriff dagegen ist Philosophie „die Wissenschaft von der Beziehung aller Erkenntnis auf die wesentlichen Zwecke der menschlichen Vernunft (teleologia rationis humanae), und der Philosoph ist nicht ein Vernunftskünstler, sondern der Gesetzgeber der menschlichen Vernunft.“¹⁰ Das klingt platonisch.

Allerdings fügt Kant sofort hinzu, daß bei solcher Bedeutung von Philosophie es sehr ruhmredig wäre, sich selbst einen Philosophen zu nennen und sich anzumaßen, dem Urbilde, das nur in der Idee liegt, gleichgekommen zu sein. Und das klingt weniger platonisch. Die Mathematiker, Naturkundigen und Logiker – so fährt Kant fort – sind bei all ihrer Vortrefflichkeit doch nur Vernunftskünstler. Aber: „Es gibt noch einen Lehrer im Ideal, der alle diese Erkenntnisse ansetzt, sie als Werkzeuge benutzt, um den wesentlichen Zweck

10 Immanuel Kant: Kritik der reinen Vernunft, a.a.O. S. 845.

der menschlichen Vernunft zu befördern. Diesen allein müßten wir den Philosophen nennen.“¹¹ Der Endzweck aber ist kein anderer als die ganze Bestimmung des Menschen und die Philosophie über denselben heißt Moral. „Um dieses Vorzugs willen, den die Moralphilosophie vor aller anderen Vernunftbewerbung hat, verstand man auch bei den Alten unter dem Namen des Philosophen jederzeit zugleich und vorzüglich den Moralisten, und selbst macht der äußere Schein der Selbstbeherrschung durch Vernunft, daß man jemanden noch jetzt, bei seinem eingeschränkten Wissen, nach einer gewissen Analogie Philosoph nennt.“¹²

Das harmoniert mit dem von Kant geprägten Bilde, wonach die Philosophie keine Schleppenträgerin für die Wissenschaften und erst recht nicht für die Theologie ist, sondern Fackelträgerin, die den Weg zu Beförderung von Humanität ausleuchtet

11 ebenda, S. 846.

12 ebenda.